Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann, Sprechstunden nur von 12—1 Uhr.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. **Donnerstag, den 19. Juli 1883.** **Nr. 330.**

Deutschland.

Berlin, 18. Juli. Die heute erschienene „Prov.-Korr." bringt einen Artikel über „Das kirchenpolitische Gesetz und die Oppositionspresse", welcher außer einigen Bemerkungen über die Taktik der Oppositionspresse, besonders der fortschrittlichen, nichts wesentlich Neues enthält. Wir heben aus demselben den Ausspruch der kirchlich-liberalen protestantischen Kirchen-Zeitung für das evangelische Deutschland hervor, welcher als eine durchaus objektive Würdigung in Vergleich mit dem Gebahren der liberalen Partei gebracht wird. Diese Zeitung hat mit großer Schärfe hervorgehoben, daß ein die Kurie betreffender Schritt nicht gethan worden, sondern daß der Staat durch das neue Gesetz der katholischen Bevölkerung die Hand zum Frieden geboten und sich der geistlichen Noth derselben erbarmt habe, soweit das mit seiner eigenen Autorität irgend vereinbar war. „Das, was nach katholischem Gefühl einem Christenmenschen absolut nothwendig ist, Beichte und Messe, das wird ihm nunmehr durch die Liberalität des Staats gewährt . . . Aber weiter wird auch Nichts eingeräumt, und will die Kurie in Preußen geordnete kirchliche Zustände, nach welchen Klerus wie Volk gleicherweise verlangen, herbeigeführt wissen, so . . . muß sie die Anzeigepflicht in dem Maße anerkennen, wie es die Gesetzesvorlage normirt." Der Artikel schließt mit dem Wunsche, „die politisch großartig und dabei wahrhaft liberal gedachte Vorlage" zum Gesetz erhoben zu sehen. Der Staat werde dann „in größter Ruhe zusehen können", ob und wann die Kurie es für geboten erachte, „behufs Wiederherstellung regelrechter kirchlicher Zustände" ihrerseits entgegen zu kommen.

Der Schluß des Artikels der „Prov.-Korr." lautet:

„Tragweite und Wirkung dieses Schrittes werden und müssen sich geltend machen, einerlei, ob man die Bedeutung desselben hier absichtlich herabsetzt und verkleinert, dort entstellt und unter falsche Gesichtspunkte bringt. Eine voraussichtlich kurze Erfahrung wird dazu ausreichen, die katholische Bevölkerung in zunehmendem Maße davon zu überzeugen, daß die Regierung ihren religiösen Bedürfnissen jede mit dem Staatsinteresse irgend vereinbare Rücksicht hat zu Theil werden lassen: denjenigen aber, welche von Preisgebung dieses Interesses reden, wird thatsächlich der Beweis geliefert sein, daß die Regierung im Besitz derjenigen Machtmittel geblieben ist, die für die Erhaltung ihrer Autorität unentbehrlich sind."

— Die „Volks-Ztg." erhält folgendes Privat-Telegramm aus Dortmund von gestern: „Auf der Zeche „Germania" in Marten Arbeiterkrawall. Es wurde Polizei aus Dortmund requirirt. Ursache: Erhöhte Arbeitszeit."

— Aus **Alexandrien** wird von gestern telegraphirt:

„Die Sanitätskommission hat in ihrer heutigen Sitzung den Antrag auf Isolirung der Stadt Alexandrien abgelehnt, weil sie eine solche Maßregel für unwirksam hält und von derselben einen ungünstigen moralischen Eindruck befürchtet."

Ein Privat-Telegramm aus Paris meldet der „Nat.-Ztg.": „Die Cholera breitet sich in ganz Egypten aus. Es herrscht die allgemeine Annahme, daß sie auch in vielen Orten ausgebrochen, wo sie wegen Mangels an Aerzten nicht konstatirt werden konnte. Die Europäer in Kairo und Alexandrien flüchten in Schaaren; auch mehrere englische Beamte empfanden ein plötzliches Urlaubsbedürfniß. Die Dampfer sollen ganz überfüllt sein. Die Cholera wurde angeblich auch in Alexandrien konstatirt. In Mansurah soll neben der Cholera auch Hungersnoth herrschen, da die Zufuhren für die Stadt durch den Militärkordon abgeschnitten sind. Privatbriefe melden, daß die Engländer die Sicherheitsmaßregeln sehr lässig handhaben und daß alles, was überhaupt geschieht, von europäischen Privaten ausgeht. Von den in Egypten befindlichen 8600 englischen Truppen sind augenblicklich 588 im Lazareth.

— Professor v. **Pettenkofer** giebt in den Münchener „Neuesten Nachrichten" seinen Ansichten über die Gefahr der Ausbreitung der Cholera Ausdruck. Der berühmte Gelehrte kommt auf Grund der bisherigen Erfahrungen und seiner in Fachkreisen bekannten Anschauungen über die Verbreitungsweise der Cholera zu dem Schlusse, daß Quarantäne, Sicherheitskordon und ähnliche Maßregeln **nicht** im Stande sind, die Ausbreitung der Epidemie und ihr Eindringen nach Europa zu verhüten, und es dazu vielmehr einer ganz unausführbaren Hemmung und Einschränkung des gesammten Verkehrs zwischen Indien und Europa, bezw. den Küstenländern des Mittelmeeres bedürfen würde. Die Einschleppung des Krankheitsträgers habe nicht nothwendig und unmittelbar den Ausbruch der Epidemie zur Folge, vielmehr könne jener lange Zeit latent bleiben, bis das Eintreten günstiger Entwickelungsbedingungen die rapide Vermehrung der Krankheitspilze und damit den Ausbruch der Epidemie bewirke. Diese von Pettenkofer mit zahlreichen Erfahrungen belegte Thatsache ist allerdings geeignet, die durch die Abschließung der Seuchenheerde erlangte Sicherheit als eine recht zweifelhafte erscheinen zu lassen, aber wir meinen doch, so schreibt eine hiesige Korrespondenz, es hieße weit über das Ziel hinausschießen, wollte man daraus folgern, daß eine solche Abschließung und Quarantäne-Maßregeln durchaus wirkunglos und überflüssig seien. Hat frühere Erfahrung bewiesen, daß solche Maßregeln keine unbedingte Sicherheit gewähren können, so kann doch der Beweis nicht erbracht werden, daß ohne ihre Anwendung die Ausbreitung der Epidemie nicht eine viel schnellere, allgemeinere und intensivere gewesen wäre, und können wir nun einmal den Ausbruch der Cholera dort nicht verhüten, wo ein „latenter" Krankheitskeim liegt, so können wir doch, nachdem er wirksam geworden ist und sich vermillionenfacht hat, dem Verschleppen neuer Keime in nicht infizirte Orte wenigstens erschwerend entgegenwirken. Vor Allem aber werden daraus die auf die Sicherheit Europas bedachten Instanzen die Aufforderung entnehmen können, ihr Augenmerk mehr unmittelbar auf die indische Urheimath der Seuche zu richten und dem Uebel an der Quelle entgegenzutreten. Das scheint uns die praktische Folgerung aus dem bemerkenswerthen Gutachten zu sein, jedenfalls aber nicht etwa die Befürwortung einer so gleichgültigen Haltung, wie man sie in England Handelsinteressen zu Liebe bislang angenommen hat.

— Nach einer der „Pol. Korr." aus Rom zugehenden Meldung ist das mit der indischen Post in Brindisi eingelaufene Packetboot „Mongolia" nach Venedig dirigirt worden, von wo die Post nach erfolgter Desinfizirung über Paris nach London befördert werden wird. Obgleich für die öffentliche Gesundheit in Brindisi Angesichts der strengen Quarantäne-Maßregeln keine Gefahr besteht, hat die Regierung mit Rücksicht auf die Besorgnisse, denen die Bevölkerung von Brindisi sich wegen der daselbst aus Egypten einlaufenden Dampfer hingiebt, einen besonderen Inspektor mit Sanitätswachen nach dem genannten Hafenorte entsendet.

— Aus Madagaskar sind sowohl in Paris wie in London Berichte eingegangen, welche über die Beschießung und Einnahme von Tamatave Ausführliches mittheilen, jedoch keine Zeile über den von Gladstone im Unterhause zur Sprache gebrachten Zwischenfall enthalten. Dem französischen offiziösen Bericht entnehmen wir Folgendes:

Tamatave, 15. Juni. Am 24. Mai traf die Nachricht von der Beschießung Maschungas in der Hauptstadt Antananarivo ein. Am nächsten Tage wurde eine große Berathung abgehalten, welcher der Engländer Parret, der große Vorkämpfer für die Hovaherrschaft auf Madagaskar, und mehrere andere englische Missionare anwohnten. Es wurde beschlossen, alle Franzosen, 115 an der Zahl, welche die Hauptstadt bewohnen, auszuweisen und ihnen bis zum 30. Mai Zeit für die Vorbereitungen zur Abreise zu lassen. Da bis jetzt keiner der ausgewiesenen Franzosen in Tamatave eingetroffen ist, obwohl die Reise blos sechs Tage dauert, so weiß man nichts Näheres über das Schicksal unserer unglücklichen Landsleute. Am 30. Mai traf um 3 Uhr Nachmittags die Fregatte „Flore", welche die Flagge des Kontre-Admirals Pierre trug, vor Tamatave ein und ging neben dem Kreuzer „Forfait" vor Anker. Am 2. Juni begaben sich die in Tamatave wohnenden Franzosen zum Admiral Pierre, der ihnen von den Vorgängen an der Küste Mittheilung machte und hinzufügte, daß am Tage vorher ein von ihm unterzeichnetes Ultimatum den Hovabehörden übergeben worden sei. Das Ultimatum solle nach der Hauptstadt befördert werden und am 9. um Mitternacht würden die Feindseligkeiten eröffnet werden, falls man bis dahin den französischen Forderungen nicht gerecht geworden sei. Das Ultimatum verlangte erstens die Anerkennung der Abmachungen zwischen Frankreich und den im Westen der Insel wohnenden Sakalawen. Zweitens die Sicherstellung des den Franzo-

---

Feuilleton.

Wer's Glück hat, führt die Braut heim.

Humoreske von C. Fridolin.

„Und i leid's amal net, i will kein so ein städtischen Hungerleider, so ein Bankrottirer zum Söhner haben, der mi vor lauter Schand in d'Erden bringt. — I bin a Bauer und halt was auf mein guten Nam und kein so windiger Stadtherr dem d'Ehr nur im Geldbeutel sitzt, und der keine mehr hat, wenn er ihm zufällig g'stohlen wird. — Mein Mädl soll a ein Bäuerin bleib'n und ein rechtschaffnen Bauern heirathen, Punktum! — I bin der Herr im Haus!"

Dies war der Schluß einer großen Standrede, die der „Birnbaumwirth" an Weib und Tochter hielt, als Antwort auf die schriftlich eingelaufene Bitte um die Hand des schönen Wirthstöchterleins.

„Aber lieber Vater," entgegnete das Mädchen, sich mit der Schürze die Thränen trocknend, „Robert ist ja kein Bankrot —"

Mit einem Faustschlage auf den Tisch schrie der Wirth:

„Was Robert — ich will Dich Roberten!"

„Ich meine nur," stotterte das arme Kind erschrocken.

„Herr Werner — Geh, Tonerl, und schau in die Wirthschaft 'naus, es ist Zeit, die Gäst' werden bald da sein," legte sich die Mutter ins Mittel. Sie war eine kluge Frau und wußte, daß sie mit ihrem Manne allein am besten fertig würde.

Schluchzend entfernte sich das Mädchen und eilte in den Garten zu dem Geliebten hinab, welcher dort das Resultat seiner Werbung abwartete.

Der Wirth rannte wie besessen in der Stube umher, schob das grüne Sammtkäppchen, wie er es in der Aufregung zu thun pflegte, von einer Seite auf die andere und warf sich endlich in einen Stuhl, sich mit dem Tuche den Schweiß von der Stirne trocknend.

„Schöne G'schicht das," brummte er vor sich hin. „Das Donnerwetter soll d'reinschlagen!"

Die Frau trat nun zu dem Manne, legte eine Hand auf seine Achsel und sah ihm forschend ins Gesicht. „Sepp, i will Dich um was fragen," sagte sie langsam, jedes Wort betonend, „gieb mir eine wahre Antwort."

Ungeduldig hob er den Kopf und frug: „Nu, was willst denn?"

„Sepp, mir san jetzt mehr als dreißig Jahr bei einander, war i Dir in der ganzen Zeit net ein treu's und folgsam's Weib? Hab i Dir ein Kummer g'macht, was verwirthschaft, was verthan? — War'st net immer der Herr im Haus und hast Dein Willen g'habt?"

Der gute Mann, der trotz seinem Eigensinne in manchen Punkten doch zugänglich und leicht zu rühren war, legte erstaunt seinen Arm um den Leib der Frau und antwortete weich: „Na, Gott weiß, daß ein braver's Weib als wie Du, nimmer giebt."

„Hast mir redlich g'holfen z'sammenhalten und Dich plagt den ganzen Tag. Der Herr im Haus war i a immer, freilich, aber mein Willen —" er kratzte sich hinter den Ohren und warf einen launigen Blick auf sein Weib, „weiß der Kukuk, wie's zugegangen is, aber wenn man's um und um betracht, so is hinterher doch alleweil — — nur Dein Willen g'schehen, mein ich."

„Ah! bei Leib," lächelte die Schlaue, die zu ihrer Freude sah, daß sie ihn bereits auf dem Punkte hatte, wo sie ihn zu haben wünschte; „bild' Dir nichts ein. In Deiner Herzensgut' thust manchmal mein Wunsch, wenn Du aber nicht wolltest, so könnt's nicht g'schehen, das siehst doch ein? — Also g'schieht doch immer nur Dein Willen."

„Ja, ja, es schaut schon so aus," dabei bekam das Käppchen einen Ruck, „aber warum fragst denn?"

„Geh' z'ruck in Dein Gedanken, wie mir noch alle Zwei jung waren. — Du warst der einzige Sohn von ein' Großbauern, i ein arm's Madel, die Deine Eltern net als Söhnerin haben wollten; Du hast ihna aber g'sagt, eh'st von mir laßt, gehst lieber unter d'Soldaten. Das habn's a nit wollen und endlich haben wir uns doch kriegt. — Hast denn ganz vergessen, wie Dir damals um's Herz war? Weißt nimmer, wir mir uns miteinander verkränkt haben und i mir schier die Augen ausweinen wollt? — War die G'schicht denn gar so lustig, daß Du die Komödie jetzt mit Dein eigenen, einzigen Kind aufführen willst! Du hast von Deiner Lieb' net g'lassen, aber Dein Kind soll's."

„Das ist ja aber ganz was Ander's," schrie der in die Enge Getriebene, „Du warst ja kein Bankrottirer, Du warst nur arm an Geld und net an Ehr! Wenn mer aber ein weich's Herz hat und ein Kopf voll guter und braver Gedanken, da kommt das Gold aus'm Herzen bald in Kisten und Kasten. I will mein Kind so glücklich sehen wie ich selber bin, und d'rum soll's ein braven Bauern heirathen, und kein von denen Stadtherrn, die einem durchbrennen, wenn man ihnen a nur ein Fünfer anvertraut. Steht denn net alle Tag ein anders De — De Defraudament in der Zeitung? Und net vielleicht blos arme Teufeln, denen ein paar Gulden beieinand die Augen verblenden, daß Mein und Dein nimmer unterscheiden können; na, Herren mit ellenlangen Titeln machen lange Finger in fremde Taschen, wenn's in der eignen nichts mehr finden, greifen in Waisen- und Armenkassen, oder machen ein profitablen Bankerott und fälschen Wechselpapier! Wenn's dann nimmer aus und ein wissen, so springen's in's Wasser. Pfui Teufel! — Muß man net ein Grausen vor die Leut in der Stadt kriegen, die gar nimmer wissen, was „Ehr" heißt; die heut in ein' Schloß, morgen — — auf Nummer Sicher wohnen?" In seinem Eifer sprang er auf, schob die Mütze hin und her, und polterte weiter: „das ist ja rein nimmer zum aushalten! Wann's rechtschaffen arbeiten thäten, wie unsereins, könnt so was gar net vorkommen, aber da wird im Kaffeehaus politisirt, auf der Börs' spekulirt, und z'letzt nichtsnutzige Betrügereien ausspintisirt!"

„Aber Alter, alle Leut können doch keine Bauern sein."

„Das ist a just net nothwendig, aber arbeiten sollens, so was i arbeiten heiß, wo einem was unter der Hand wachst, und man die Freud net erwarten kann, bis fertig ist. Da bleibt der Kopf und 's Herz g'sund, man find't kein Zeit, auf Schurkereien z'denken. Aber nein, da setzen sich d'Leut her, kleckfen den ganzen Tag mit der Tinten herum, bis ihre Gedank'n so schwarz sind wie ihre Finger. Und warum? — Weil's arbeiten zu ordinär ist, — betrügen aber, o das is fein, viel feiner!"

Er hatte sich in einen solchen Zorn hineingeredet, daß er gänzlich auf die Ursache des Streites vergaß, und verfolgte sein Lieblingthema — die Verderbtheit der Städter — weiter, als spräche er zu einem Kameraden.

„Sieh'st es Resi, da sitzt der Wurm! Kein Mensch will heut' mehr ein Handwerk lernen, Alle wollen studiren, wollen Advokaten und Doktoren werd'n, wollen in's Parlament und auf d' Ministerbank kommen und denken net d'ran, daß die Hobelbank und der Leisten auch g'scheidte Männer brauchen, die was verstehen müssen, damit die Bank, auf die i mich setz, net unter mir z'samm bricht, wie so a — a — Wechslerbank und i in mein Stiefel stehen kann, wann i ein Volksvertreter hören will, bei dem man vor lauter Red' kein Wort versteht. So lang nur solche Leut' zum Handwerk greifen, die zu was anderm zu dumm und faul sind, die nur arbeiten, weil's sonst nichts zum Essen hab'n, und ihr Sach g'schwind z'samm schleudern, damit 's Geld zum Verputzen a g'schwind da ist, so lang wird's mit der Welt schlecht ausschauen. Wenn die rechtschaffne Arbeit net bald zur Ehr kommt und d' Leut net einsehen werden, daß man aus jedem Handwerk ein Kunstwerk machen kann, wenn nur ein g'scheidter Kopf sich d'rüber hermacht, so werd'n wir, weiß Gott, bald so viel Zuchthäuser als Schnapsbutiken haben; das sag' i und d'rum laß mich mit die sakrischen Stadtleut' aus! Punktum!"

(Fortsetzung folgt.)

sen in einem Vertrage mit den Hovas ausbedungenen Eigenthumsrechts. Drittens Bezahlung der Kriegskosten und verschiedener Summen, welche die Hovas den Franzosen schulden. Am 3. Juni kam das Transportschiff „Creuze" mit 300 Mann Marineinfanterie an. Am 5. war in Tamatave das Gerücht verbreitet, daß trunkene Hovasoldaten ihren Offizieren vorgeschlagen hätten, alle Weißen gradezu niederzumetzeln, um ihre bei Maschunga getödteten Landsleute zu rächen. Man fügte hinzu, daß die Offiziere ihre Leute blos dadurch von der Ausführung ihres Planes hätten abhalten können, daß sie ihnen bis zur Bewußtlosigkeit Rum zu trinken gaben. Diese Gerüchte veranlaßten die Konsularbehörden und den Admiral Pierre, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Schon Morgens um 4 Uhr wurde das englische Kriegsschiff „Dryad" aufgefordert, das Innere des Hafens zu verlassen, und der „Forfait" legte sich auf den Ankerplatz desselben, nachdem der englische Commodore vergeblich versucht hatte, durch absichtliches Verschleppen die französischen Operationen zu stören. Das französische Admiralschiff, welches sich ebenfalls der Stadt näherte, beleuchtete Hafen, Forts und Stadt mit elektrischem Licht. Am 6. Juni trafen die Franzosen Vorsichtsmaßregeln, um zu verhindern, daß die Hovas die Stadt in Brand steckten. Gleichzeitig begaben sich viele Franzosen an Bord der Kriegsschiffe. Am Freitag, Nachmittags gegen 3 Uhr, bemerkten wir zu unserem Erstaunen, daß 16 englische Soldaten mit einem Offizier vom „Dryad" nach dem Lande fuhren und sich dann auf das englische Konsulat begaben, von wo man sie nach einem benachbarten englischen Hause schickte. Die Ausschiffung der Engländer war ohne Ermächtigung des Admirals Pierre geschehen, der, sofort benachrichtigt, an den Befehlshaber des „Dryad" schrieb, um ihm zu bedeuten, daß, da er es für nöthig erachtet habe, englische Soldaten unter dem Vorwande, die Polizei zu handhaben, nach Tamatave zu senden, er (Pierre) ihm diese polizeiliche Thätigkeit überlasse, aber gleichzeitig auch alle Verantwortlichkeit für den Schaden und die Verluste, die daraus entstehen könnten. Am 9. Juni um halb 8 Uhr Abends überbrachten zwei Hova-Offiziere dem Kommissar der Republik zwei Briefe ihrer Regierung. Der erste, vom 5. Juni datirt, gab Kenntniß von der Ausweisung der Franzosen, welche wegen der feindseligen Haltung Frankreichs in Maschunga erfolgt sei. Der zweite zeigte den Empfang des Ultimatums an und besagte, daß die Regierung der Königin von Madagaskar den Forderungen Frankreichs nicht eher entsprechen könne, als bis Frankreich offiziell und endgültig die vollständigen Rechte der Königin auf die Hoheit über ganz Madagaskar anerkannt habe. Der Kommissär der Republik ließ hierauf alle Franzosen — es waren ihrer noch 30 in Tamatave — zu sich kommen und begab sich mit ihnen an Bord der Kriegsschiffe. Nur zehn Franzosen blieben auf ihr Verlangen zurück, um die Bewegungen der Hovas zu überwachen und so viel wie möglich Plünderung und Brandstiftung zu verhindern. Am 10. Morgens machten die Kriegsschiffe eine Vorwärtsbewegung und um 6 Uhr begann die Beschießung. Jede Minute wurde ein Schuß abgefeuert. Die Forts erwiderten nur mit drei oder vier Schüssen und stellten dann das Feuer ein, da ihre Kugeln die Schiffe nicht erreichten. Ihre Kanonen schossen nur 800 Meter weit, während die Schiffe in einer Entfernung von 1600 Meter vor Anker lagen. Um 7½ Uhr erhielten die Schiffe den Befehl, nur noch alle halbe Stunde einen Schuß abzufeuern. Während des Bombardements brachen mehrere Feuersbrünste aus, wurden aber schnell gelöscht. Die englischen Soldaten, welche unter dem Vorwande, das englische Eigenthum bewachen und die Polizei in der Stadt handhaben zu wollen, ausgeschifft worden waren, verließen während dieser Vorgänge gar nicht einmal das oben erwähnte Haus. In der Nacht vom 10. auf den 11. brachten die in der Stadt gebliebenen Franzosen die Mittheilung, daß die Hovas gleich nach den ersten Schüssen abmarschirt seien. Da der Admiral sich aber vor jeder Ueberraschung bei der Ausschiffung seiner Truppen schützen wollte, so ließ er am 11. die Umgegend von Tamatave beschießen. Um 6 Uhr Morgens landeten auf 24 Schaluppen und 4 großen Kähnen 900 Mann. Das Landen dauerte ungefähr 10 Minuten. Um 7 Uhr hatten die Truppen die Forts besetzt, wo die Hovas viele Waffen, Munition und Vorräthe zurückgelassen hatten. Die Festungswerke selbst sind nur wenig beschädigt. Zugleich wurde die Stadt von Patrouillen durchzogen, die einige Brandstifter festnahmen; letztere wurden sofort erschossen. Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln wurden doch einige Häuser geplündert. Am 12. sandte der Admiral Pierre einige Schiffe ab, um die Ortschaften in der Nähe zu beschießen. Am 14. wurde der Belagerungszustand verkündigt. Am Eingang der betreffenden Bekanntmachung heißt es: „Wir, Kontre-Admiral Pierre, Oberbefehlshaber der Seedivision der indischen Meere; in Anbetracht der Anwesenheit des Feindes auf Kanonenschußweite, erklären den unsern Waffen unterworfenen Platz Tamatave und Umgegend als in Belagerungszustand befindlich." Außerdem erließ der Admiral acht weitere Dekrete. Das erste erklärt das Mandat der bestehenden Behörden für erloschen; das zweite ernennt den Vizekonsul Raffray zum Bürgermeister von Tamatave; das dritte einen Lieutenant zur See zum Direktor des Hafens und der Zollbehörde; das vierte bestimmt, daß jeder Brandstifter sofort erschossen wird; das fünfte verbietet das Umherziehen auf den Straßen von 8 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens; das sechste besagt, daß sich kein Asiat oder Afrikaner in der Stadt aufhalten dürfe, wenn nicht ein von der französischen Behörde anerkannter Europäer für ihn gutsage; das siebente verbietet das Tragen von Waffen; das achte verbietet den Verkauf von geistigen Getränken und schließt alle Wirthshäuser. Diese Maßregeln entsprachen vollständig der Lage.

Ausland

Paris, 16. Juli. Die bereits erwähnte Rede, welche der Präsident des hiesigen Gemeinderathe, Mathé, bei der Enthüllung der Statue der Republik gehalten hat, erntete nur dürftigen Beifall. So ging die Anspielung auf die Amnestie u. a. fast unbemerkt vorüber; kaum daß einige Hände bei diesem Appell Beifall klatschten; vielleicht, daß die Stimme des Herrn Mathé, die sehr schwach ist, nicht über die ersten Reihen der Eingeladenen hinausdrang. Der Seinepräfekt nahm sodann das Wort zu folgender bereits kurz signalisirten Rede:

„Meine Herren! Die Einweihung einer monumentalen Statue der Republik in Paris entspricht nicht nur dem Gefühl der großen Stadt; es ist ein nationales Fest, an welchem sich ganz Frankreich betheiligt. Im Juli 1789 wiederholte die Nation jenen Schrei der Befreiung, welcher durch die Sieger von der Bastille ausgestoßen wurde. Ihre Souveränetät erhob sich über den Ruinen des Absolutismus. Ebenso befinden sich heute unter dem Menschenstrom, der sich um die Statue der Republik drängt und sie mit seinen Beifallsrufen begrüßt, aus allen Theilen des Territoriums hergekommene Bürger. Es ist das Fest der französischen Demokratie. Weniger als ein Jahrhundert hat genügt, um den Triumph der großen Revolution zu sichern und daß wir durch zahlreiche Wechselfälle zur Anwendung ihrer Prinzipien gelangt sind. Im Jahre 1789 hatte das Volk von Frankreich, hingerissen durch einen unwiderstehlichen Aufschwung nach der Freiheit, Eile, mit einem Regime zu Ende zu kommen, das die Nation ruinirte und unterdrückte. Es mußte vor allem umstürzen und zerstören. Heute ist es im Gegentheil ein Werk des Wiederaufbaues, das wir betreiben; unser innigster Wunsch ist, definitiv das republikanische Gebäude zu begründen, es zu vervollkommnen, es immer Frankreichs und seiner Bestrebungen würdiger zu machen. Dieses Volk, so heroisch am Tage des Kampfes, so schrecklich in seinem Zorn, hat definitiv die Waffen niedergelegt, als es die letzten Gründe seiner Besorgnisse schwinden sah. So hat es auch gewollt, daß die Republik, welche es ehrt, sich von ihren alten Attributen losmachte, daß sie ihre Devise von einst zurückwies, und daß sie sich Frankreich und der Welt darstellte ruhig und stolz, in der Hand den Oelzweig haltend, das Symbol des Friedens und der Eintracht. Die Gewaltthätigkeit haben wir ein für alle Mal beseitigt; das allgemeine Stimmrecht, diese große Eroberung von 1848, hat das revolutionäre Vorgehen ersetzt. Die gegenwärtige Republik muß ihre Kraft nur daher schöpfen, woraus sie ihren Ursprung herleitet: im Recht. Gerade diesen Gedanken hat der Autor des Monuments, das wir einweihen, sehr gut übersetzt, indem er der Republik als Stütze die Tafel gab, auf welche die Erklärung der Menschenrechte gravirt ist, der erhabenste Ausdruck des demokratischen Gefühls, den wir kennen, der vollständigste und der treffendste Ausdruck der Prinzipien, welche die Beziehungen der in Gesellschaft lebenden Menschen regeln müssen: Gleichheit der Bürger, individuelle Freiheit, Freiheit des Gewissens, Freiheit der Presse und des Wortes, Unverletzlichkeit des Eigenthums, Achtung vor der Arbeit und den Rechten Anderer, Rechte und Pflichten finden sich vereinigt in den 17 Artikeln, aus denen dieses denkwürdige Dokument zusammengesetzt ist. Eine solche ist, meine Herren, die Republik, deren Bild Hr. Morice gestaltet und welcher der Munizipalrath der Stadt Paris den Vorzug gegeben; so verstanden, so gehandhabt, wird die Republik friedlich ihre Bestimmung verfolgen, indem sie das ohnmächtige Geschrei und die ohnmächtigen Drohungen ihrer Gegner verachtet. Die französische Nation will nicht ihren Willen den anderen Völkern auferlegen; sie begehrt nur in ihrem Hause frei und geachtet zu wohnen, und kein Opfer wird ihr zu schwer sein, um ihre Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten. Sie hat genug Ruhm auf den Schlachtfeldern erobert, um nicht neue Kämpfe aufzusuchen. Sie weiß, daß sie in ihrer Arbeit, in den brillanten Eigenschaften ihres Genies die nöthigen Bedingungen finden wird, um glorreich ihren Rang in der Welt zu behaupten und mächtig zum Fortschritt der Menschheit beizutragen. Diese Gefühle haben gewiß das beachtenswerthe Werk des jungen Bildhauers inspirirt, sie lösen sich von der gegenwärtigen Feier los, sie einigen uns in einem und demselben Wunsche für die Größe des Vaterlandes und lassen uns denselben Ruf ausstoßen: „Es lebe die Republik!"

London, 16. Juli. Es wird jeden Tag klarer, daß Gladstone das Temperament Englands gründlich verkannt hat, als er den Vertrag mit Herrn v. Lesseps über den Suezkanal abschloß. Die Meetings gegen den Vertrag dauern fort und die „Times" veröffentlicht Tag für Tag Reihen von Zuschriften hervorragender Persönlichkeiten, welche den Vertrag als absolut unannehmbar bezeichnen; der Vorschlag, die Kanalgesellschaft zu expropriiren, taucht wiederholt auf. Namentlich aber wird die Behauptung der Regierung, Herr v. Lesseps besitze ein ausschließliches Privileg, auf das Heftigste angefochten und die Regierung wegen Aufstellung dieses Satzes auf das Schärfste getadelt. Niemand hat bei der Schaffung des ersten Kanals es auch nur als denkbar erachtet, daß ein zweiter nöthig werden könnte, so wird deduzirt, wie soll dann ein Recht auf den Bau eines zweiten ausgeschlossen sein? Auch hat die Regierung einen Beweis ihrer Behauptung eines ausschließlichen Privilegs für Herrn v. Lesseps in der Oeffentlichkeit auch nicht zu führen versucht. Die „Times" schließt ihren heutigen Leiter über die Sache wie folgt:

Die Regierung hat trotz der juristischen Zweifel und der offenbaren Gefahr, die monströsesten Ansprüche des Herrn v. Lesseps anzuerkennen, einen provisorischen Vertrag von lächerlich einseitigem Charakter geschlossen und nicht nur das gethan, sondern, was nicht minder schädlich und unnöthig war, auch noch ihre Motive dazu veröffentlicht. Es ist nur allzu klar, daß in dieser Angelegenheit, deren unermeßliche Bedeutung gar nicht genug betont werden kann, die Regierung vorgegangen ist, ohne irgend Rath zu verlangen, außer von Persönlichkeiten, auf deren schmeichelnden Beistand man zählen konnte. Die ausgezeichnete Persönlichkeit, welche Egypten reorganisirte, hat auch nicht die geringste Mittheilung erhalten. Solche ungemäßigte Geringschätzung für jede Belehrung und Information, welche nicht mit eingesogenen Vorurtheilen harmonirt, ist das oft beobachtete Zeichen von Krankheit in Regierungen, welche zu lange existirten und gewohnt sind, ihren Willen zu oktroyiren. Es wäre noch zu früh für die Regierung des Herrn Gladstone, so zu fallen; die mit der „Cloture" gewonnene Möglichkeit, gegen Vernunft und Billigkeit durch eine disziplinirte Mehrheit die Diskussion abzuschneiden, hat einen gefährlich demoralisirenden Effekt. Glücklicherweise giebt es auch hier Grenzen und diese sind erreicht, oder wie wir fürchten, mit der Suezangelegenheit überschritten, die Regierung muß aus ihrer gefährlichen Position den Rückzug antreten, darüber sind ihre Anhänger wie ihre unterthänigsten Schmeichler einig — sie muß auch in Zukunft dem Rathe zugänglicher, vorsichtiger — und bescheidener werden, wenn sie ihre Doktrinen den Thatsachen gegenüberstellt.

Diese Sprache im Munde der „Times" ist sehr bezeichnend, das Ministerium Gladstone wird großer Geschicklichkeit und vielen Glückes bedürfen, wenn es aus der gegenwärtigen Position herauskommen will. Im Augenblick ist seine Popularität auf das Tiefste erschüttert.

Provinzielles.

Stettin, 19. Juli. Zur Aburtheilung eines falschen eidlichen Zeugnisses, welches, wie von vornherein feststeht, von dem Beschuldigten abgegeben worden war, weil die Angabe der Wahrheit gegen ihn selbst eine Verfolgung wegen eines Verbrechens oder Vergehens nach sich ziehen konnte (§ 157 Str.-G.-B.), ist nach einem Urtheil des Reichsgerichts, III. Strafsenats, vom 21. Mai d. J., das Schwurgericht zuständig.

— Die am Bellevue Theater augenblicklich mit großem und gerechtem Erfolge thätige Balletgesellschaft des Herrn Otto Thieme wird uns erfreulicher Weise noch nicht so schnell verlassen als angekündigt wurde. Herrn Thieme ist von Kopenhagen, wo er im Tivoli auftreten wird, die Erlaubniß ertheilt, sein Gastspiel hier noch um eine Reihe von Abenden verlängern zu dürfen. Die täglich mehr Freunde findende Operette Suppé's „Die Afrikareise" wird daher ihres Hauptmagnets, der reizenden und zarten Blumengruppen, einstweilen unberaubt bleiben. Man verabsäume nicht, sich die vorzüglichen Leistungen der Balletgesellschaft anzuschauen.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Elysiumtheater: „Der Bettelstudent." Große Operette in 3 Akten. Bellevue: „Die Afrikareise." Große Ausstattungs-Operette in 3 Akten.

Vermischtes.

— Der große Zuwachs des Berliner Fremdenverkehrs spiegelt sich in höchst interessanter Weise in der Frequenz des Zentral-Hotels in Berlin, des jetzt größten Hotels Deutschlands ab. Dieses Hotel, welches gegenwärtig 500 Zimmer mit über 550 Betten enthält, wurde in der Zeit vom 1. Januar bis zum 30. Juni 1883 von 80,191 Fremden besucht, was einen täglichen Durchschnittsverkehr von 442 Personen ergiebt. In demselben Zeitraum des Vorjahrs verkehrten daselbst 50,633 Personen oder täglich durchschnittlich 282 Fremde. Diese bedeutende Steigerung, welche wesentlich der durch die Stadtbahn herbeigeführten Verkehrserleichterung zuzuschreiben ist, zeigt von Neuem, daß mit der Verbesserung der Berliner Verkehrsmittel auch die Fremdenfrequenz zunimmt. Mit Rücksicht auf diesen stetig fortschreitenden Verkehr wird das Zentral-Hotel noch im Laufe dieses Sommers die Anzahl der Betten auf 600 bringen; noch größere Erweiterungen stehen für das nächste Frühjahr in Aussicht. Schon jetzt vermittelt ein besonderes Hotelbureau, in welchem 4 Beamte fungiren, den Postverkehr innerhalb des Hauses. Circa 160–180 telegraphische Depeschen gehen daselbst täglich ein und eine gleiche Anzahl wird täglich abgesandt. Ganz außerordentlich ist der Briefverkehr des Hotels; eine Zählung am 1. d. Mts. während der Zeit von Morgens 6 Uhr bis Abends 10 Uhr ergab, daß nicht weniger als 701 Briefe angekommen und 681 Briefe abgesandt worden waren. Allerdings ist bei den vorstehenden Zahlen die außerordentlich bequeme Lage am Zentralbahnhof zu berücksichtigen, welche den Strom der Fremden zunächst immer in dies Hotel leiten wird; doch machen auch bei den übrigen großen Berliner Hotels die günstigen Wirkungen der Stadtbahn schon gleichfalls sich fühlbar.

— (Der Kronprinz in der Schwimmanstalt.) Das „B. T." schreibt: Allmittäglich, wenn sonst nichts vorliegt, an Sonntagen dagegen gewöhnlich zwischen 7 und 8 Uhr Morgens fährt in Potsdam vor der Schwimmanstalt des 1. Garde-Regiments zu Fuß der Wagen vor, welcher den Kronprinzen und seinen Adjutanten hinführt, und dann beginnt für die jeweiligen Besucher des Bades, ob Militärs oder nicht, jedesmal ein „Hauptspaß". Ist es doch bekannt, daß der hohe Herr hier besonders zu Scherzen aufgelegt, dabei aber durchaus kein „Spielverderber" ist, d. h. daß er es gutmüthig hinnimmt, wenn vielleicht ein baumlanger Grenadier, den der Kronprinz etwas Wasser hatte schlucken lassen, nun Gleiches mit Gleichem vergilt. Höchstens belehrt dann ein: „Du, nun habe ich aber genug!" den Peiniger, daß er genug sein zu lassen habe „des grausamen Spiels". Wenn der Kronprinz die Bade-Anstalt betritt, nimmt er zunächst die Meldung des Aufsicht führenden Offiziers, Lieutenants Freiherrn Senfft v. Pilsach, sowie der zu Dujour kommandirten Schwimmmeister (Unteroffiziere des Regiments) entgegen und begiebt sich dann in die für ihn bestimmte Bude zum Ablegen der Kleider. Mit einem Bademantel angethan, nimmt er dann nebst dem Adjutanten, dem schon erwähnten Offizier — diese beiden gleichfalls im Badekostüm — und einigen Schimmmeistern in einem Boote Platz, das von den letzteren gerudert wird, und läßt sich nun eine Strecke weit in den Fluß hinaus fahren. Er läßt sich mit leichtem Abschwunge rückwärts in den Fluß gleiten, für die übrigen Schwimmer, die unterdessen das Boot natürlich mit großer Spannung verfolgt haben, gewöhnlich das Zeichen, ihm mit lautem Halloh — in der jetzigen Ferienzeit ist die Jugend besonders stark vertreten — entgegen zu schwimmen, in der Hoffnung, der eine oder andere werde, wie der beliebte Ausdruck lautet, „angeulkt" werden. Das geschieht denn auch gewöhnlich, und so kann man häufig die drolligsten Szenen beobachten. Ein sehr beliebtes Manöver, zu dem sich gern jeder einigermaßen gewandte Schwimmer drängt, besteht darin, als Antipode des Kronprinzen, d. h. auf dem Rücken liegend und mit angezogenen Knieen die Füße gegen diejenigen des Kronprinzen gestemmt, auf dessen Kommando „Los!" sich abzustoßen, um dann eine Strecke weit zurückgeschleudert zu werden. Oder auf das kronprinzliche Geheiß: „Nu 'mal Alle ran!" versammelt sich alles, darunter der Kronprinz selbst, auf dem im Wasser schwimmenden runden Balken, um, wie wir dies schon früher einmal bei der Mittheilung einer entsprechenden Episode geschildert haben, sich gegenseitig herabzustoßen, was bei der Ueberfülle nicht gerade schwirrig ist und jedesmal mit stürmischem Jubel begrüßt wird. Das Boot mit den Schwimmmeistern bleibt, so lange der Kronprinz im Wasser, stets in einiger Entfernung von diesem. Zuweilen wiederholt sich auch das bekannte Taucherspiel, wobei die den von kronprinzlicher Hand in die Fluth geschleuderten Geldstücken Nachtauchenden allerdings mit weniger Fährlichkeiten zu kämpfen haben, als weiland der Knappe, den Schiller besang. Ziemlich reiche Ausbeute lieferte, wie die „Potsdamer Zeitung" erzählt, der Geburtstag des jüngst geborenen Prinzen. „Da ich heute wieder Großvater geworden bin," meinte jovial der hohe Herr, „will ich doch auch was zum besten geben." Und in weitem Bogen flog ein Zehn-Markstück in die Fluth, hatte aber kaum den Boden berührt, als es schon einer der nachtauchenden Schwimmmeister erhascht hatte. „Wenn das so rasch geht, muß ich wohl Fortsetzung folgen lassen," sagte der Kronprinz, und noch vier Mal flog ein Thalerstück hinab, um fast ebenso rasch wieder zur Stelle gebracht zu werden. Wenn nun auch der glückliche Finder — meist sind das die Schwimmmeister — nur den dritten Theil behalten darf und das Uebrige an die gemeinsame Kasse abliefern muß, so bleibt doch immer noch ein ganz hübscher Gewinn, und die Hauptsache ist ja doch die „Ehre".

Telegraphische Depeschen.

Pest, 18. Juli. Durch eine Verfügung des Handelsministers werden von heute ab alle aus Egypten und Indien kommenden Schiffe, einerlei ob ein Schiffsarzt an Bord ist oder nicht, einer zehntägigen Quarantäne unterworfen. Derselben unterliegen auch die bereits eingetroffenen Schiffe, welche ursprünglich nur eine Quarantäne von 5 Tagen abhalten sollten.

Rom, 17. Juli. Der „Moniteur de Rome" bringt einen Artikel mit der Ueberschrift „ein Mißverständniß", in welchem er sich bemüht, nachzuweisen, daß die Besprechungen, welchen die letzte Note des Vatikans an die preußische Regierung unterzogen wurde, unter dem Einflusse eines sehr erheblichen Mißverständnisses gestanden hätten. Das Blatt wünscht, dieses Mißverständniß zu beseitigen und Licht zu verbreiten über die wahren Absichten des Vatikans. Es sei gänzlich falsch, anzunehmen, daß der gegenwärtige so friedliebende Papst, dessen erste Sorge es gewesen wäre, die Welt zu lehren, die religiösen und sozialen Interessen über die politischen Angelegenheiten zu setzen, sich durch politische Motive und Revanche-Ideen leiten lasse. Wenn die Kirche noch im Widerstande verharre, so sei dies Folge davon, daß die Garantien, die man ihr biete, keine genügenden wären. Die Kirche verhandele mit allen Mächten in ganz gleicher Weise. Ein so erhabener Staatsmann wie Fürst Bismarck könne alle diese Dinge nicht verkennen, derselbe erfasse die Zukunft mit einem zu sicheren Blicke, als daß er sich von Politikern mit kleinlichen Gesichtspunkten, welche ihn seine Kräfte in der unfruchtbaren Fortsetzung des Kulturkampfes aufreiben sehen möchten, in seinen großartigen Plänen aufhalten lassen werde. Der „Moniteur" schließt mit einem Hinweise auf das Konkordat Napoleons, welches er als ein geniales Werk bezeichnet.

Rom, 18. Juli. Das definitive Resultat der am Sonntag erfolgten Ergänzungswahlen ist folgendes: Die Dissidenten erhielten 3 Sitze, die Radikalen verloren je einen Sitz in Bologna und Parma, gewannen dagegen einen in Pesaro, die übrigen Gewählten gehörten alle zur ministeriellen Partei. Zwei Stichwahlen sind nothwendig geworden.